

„Der Andere“ in der Selbstpsychologie

Ein Bericht über die 2. Jahrestagung der Europäischen Föderation:
Psychoanalytische Selbstpsychologie (EFPS), Wien, 9.–12. Mai 2002

„Das Konzept des ‚Anderen‘ bezieht sich auf jene Bereiche des Erlebens, in denen der Andere in dessen subjektivem Erleben und nicht mehr in seiner Funktion als Selbstobjekt wahrgenommen wird. Beschreibung, Abgrenzung und Differenzierung dieser Erlebensweise sind das Thema des Kongresses.“ Mit diesen Worten umreißt der Tagungsfoler das Thema der diesjährigen Jahrestagung der EFPS, die, wie schon die erste Jahrestagung im Jahr 2000, in Wien stattfand und auch diesmal mit etwa 100 TeilnehmerInnen aus Europa und den USA erfreulich gut besucht war.

Heinz Kohut (1913–1981), Begründer der Selbstpsychologie, legte den Grundstein für seine Formulierung von Psychoanalyse als „reiner Psychologie“ in seiner Arbeit „Introspektion, Empathie und Psychoanalyse“ (Kohut [1959] 1977), indem er nur solche Daten als psychoanalytisch relevant betrachtete, die durch *Introspektion* und *Empathie* gewonnen werden. Dieser Zugang führte ihn zur Entdeckung neuer Übertragungsformen, der sog. „narzisstischen Übertragungen“ (Kohut stieß auf diese Übertragungsformen im Rahmen seiner therapeutischen Arbeit mit narzisstisch gestörten PatientInnen, die im Sinne der klassischen, triebtheoretischen Psychoanalyse als unanalysierbar galten), wobei er zwischen „Spiegelübertragung“ (dem Bedürfnis nach Akzeptanz und Bestätigung eines Selbst durch einen Anderen), „Idealisierender Übertragung“ (dem Bedürfnis, sich mit einem starken Anderen verschmolzen fühlen zu können) und „Zwillings-Übertragung“ (dem Bedürfnis, einen Anderen zu haben, der als einem in Wesen und Tun gleich erlebt werden kann) unterschied. „Selbst“ bezeichnet in diesem Zusammenhang zunächst noch eine relativ geschlossene psychische Struktur im Sinne des metapsychologischen Freudschen Strukturbegriffs, um später, mit Kohuts zunehmender Abwendung von der Triebtheorie und seiner Formulierung der Selbstpsychologie, vor allem aber in seiner Nachfolge im Rahmen der Intersubjektivität (z.B. Stolorow, Brandchaft & Atwood [1987] 1996) zunehmend offen und prozessorientiert und damit entdinglichter formuliert zu werden. „Selbstobjekt“ bedeutet in diesem Rahmen die Funktion (nicht ein Objekt, auch wenn der Begriff diese Interpretation nahelegt), die ein Anderer für die Patientin/den Patienten ausübt und auf die diese(r) aus Gründen des Selbsterhalts, d.h. der Aufrechterhaltung eines Gefühls innerer Kohärenz, angewiesen ist.

Eine ausgeprägte Selbstobjektübertragung mit ihrer hohen und spezifischen Bedürftigkeit geht mit einer entsprechend ein-

Tagungsbericht

geschränkter Fähigkeit, einen Anderen als „tatsächlichen“ Anderen in seiner Subjektivität wahrnehmen und wertschätzen zu können, einher – in diesem Sinne ist der Andere eben nicht wirklich ein Anderer, er wird nur insofern wahrgenommen, als er die angefragten Selbstobjektbedürfnisse befriedigt. Tut er das nicht, kann sich das u.a. in massiver Entwertung des Anderen bis hin zum Beziehungsabbruch äußern, einem Teil jener Symptomatik, die im klassischen Bild als narzisstisch gilt und mit ungenügender Übertragungsfähigkeit und damit schlechter bis nicht vorhandener Analysierbarkeit begründet wird.

Der Andere wird also in dem Maße zum ganzheitlich und in seiner als von einem selbst verschiedenen Eigenart wahrgenommenen Anderen, indem er nicht mehr vorranglich der Befriedigung von Selbstobjektbedürfnissen genügen muss, deren Dringlichkeit ein Ergebnis (früh-)kindlicher Traumatisierung oder unempathischen Umgangs der Bezugsperson(en) mit dem Kind ist.

Die 21 ReferentInnen näherten sich dieser Konzeptualisierung des therapeutischen Geschehens auf verschiedensten Ebenen und in vielfältiger Ausformung: aus der Perspektive der Säuglingsforschung, über Literaturinterpretation, gruppentherapeutisch orientiert, körper-(therapeutisch) inspiriert, im Vergleich mit Konzepten von C.G. Jung und nicht zuletzt intersubjektiv. Ich werde im Folgenden auf einige Tagungsbeiträge in einer Art und Weise einzugehen versuchen, die den aktuellen theoretischen und praktischen Stand der Entwicklung der psychoanalytischen Selbstpsychologie verdeutlichen soll und möchte dabei in theoretischer Hinsicht vor allem die Postmoderne-Debatte und den intersubjektiven Ansatz hervorheben, Überlegungen zu einer differentiellen Krankheitslehre beleuchten und schließlich auch den klinischen Beiträgen den entsprechenden Raum geben.

Chris Jaenicke (Berlin) setzte sich in seinem Beitrag „Der Andere in der zeitgenössischen Psychoanalyse. Überlegungen zu Kohut und seinen Nachfolgern“ mit der postmodernen Kritik an der Selbstpsychologie auseinander – in postmoderner Lesart findet sich bei Kohut, ausgehend von seinem Empathiebegriff – als Beobachtungsmethode und als therapeutisch wirksames Agens –, eine Überbetonung des Selbst und der Selbstobjekterfahrung, die mit einer Vernachlässigung der Rolle des Anderen einhergehe. Jaenicke dazu: „In Wahrheit kann man sich nicht mit dem Anderen beschäftigen ohne das Selbst, und umgekehrt, beides sind intersubjektive Phänomene.“ Intersubjektivität meint hier, dass es kein isoliertes Selbst oder einen isolierten Anderen gibt, sondern dass wir aus Beziehung entstanden sind, uns in Beziehung entwickeln und in wechselseitiger Beziehung mit Anderen bleiben – und sei

es auch nur in der Phantasie. Er weist auf die zentrale Bedeutung der Selbstobjekterfahrung anhand klinischer Beispiele und der Theoriebildung hin, wobei er außer auf Kohut auch auf Winnicott und Balint verweist und die Voraussetzungen für das Auftauchen des Anderen als Anderer jenseits des Vorherrschaftens vordringlicher Selbstobjektbedürfnisse im entsprechenden – empathischen – Umgang mit den Selbstobjektbedürfnissen sieht. Das Konzept des Anderen ist also nicht nur untrennbar mit einem Konzept des Selbst, sondern auch aufs engste mit dem für die Selbstpsychologie zentralen Begriff der Empathie verknüpft, der ebenfalls postmoderner Kritik unterzogen wird: Es wird vermutet, dass Empathie eine Art Unterwerfung darstellen könnte – Jaenicke widerspricht dem unter Verweis auf die klinischen und theoretischen Ergebnisse der oben angeführten Autoren, welche die zentrale Stellung der empathisch erfüllten und bearbeiteten Selbstobjekt-Bedürfnisse belegen und weist auf das selbstreflexive Potential einer intersubjektiv formulierten Selbstpsychologie hin, die der Subjektivität des Analytikers dasselbe Gewicht beimisst, wie der Subjektivität des Patienten und damit die Symmetrie der Analysand-Analytiker-Beziehung auf der Erlebensebene berücksichtigt, ohne die Asymmetrie auf der Ebene der Rollenverteilung – es geht ja in der Therapie um die Bedürfnisse des Analysanden – aufzuheben. Eine eventuell im Prozess auftauchende Unterwerfungsdynamik sollte auf Basis dieser Ebenendifferenzierung unmittelbar Gegenstand der Selbstreflexion und damit vermeidbarer werden. Damit wird auch der intersubjektive Abstinenzbegriff in seiner Flexibilität im Gegensatz zum klassischen Abstinenzbegriff skizziert: Partielle Erfüllung von (Selbstobjekt-)Bedürfnissen durch den Analytiker ermöglicht dem Patienten die Wiederaufnahme behinderter Entwicklungen (dieser Befund wird eindrucksvoll durch die Ergebnisse der neueren Säuglingsforschung (z.B. Stern [1985] 1992) untermauert), wir haben es hier auch mit einer potentiellen Schnittstelle zu körperorientierten Verfahren zu tun.

Auch Donna M. Orange (New York) beschäftigte sich in ihren Ausführungen mit dem Empathiebegriff und stellte Überlegungen zum Verhältnis von Empathie und Authentizität an – Authentische Teilnahme an einem intersubjektiven System bedeutet, in dieses System in einer Weise involviert zu sein, die dem eigenen Erleben dieses Systems entspricht. Authentizität besteht nach Orange nicht darin, die Anerkennung des eigenen Andersseins vom Anderen zu verlangen,

Korrespondenz: Herwig Hinterhofer,
Biedergasse 7/10, A-1190 Wien, Österreich,
E-mail: hinterhofer@gmx.net

während Empathie nicht stellvertretende Introspektion ist, sofern damit der Ausschluss der eigenen Perspektive gemeint sein soll. Orange meint, dass solche Diskussionen ihren Ausgangspunkt in der Art und Weise haben, wie das Verhältnis zwischen „Innen“ und „Außen“ gedacht und beschrieben wird und sieht damit eine Problematik analog zum cartesianischen Leib-Seele-Problem.

Eva Maria Topel (Neureichenau) verdeutlichte uns in ihrem Vortrag „Spielend den Anderen erreichen“ die Möglichkeiten, Ebenen und Bedeutungen von Spiel in der Kinder- und Jugendtherapie, und sie unterstrich ihre theoretischen Ausführungen mit einem Fallbeispiel, das uns in sehr eindrücklicher Weise den emotionalen Gehalt des therapeutischen Geschehens nahebrachte.

Gerhard Pawlowsky (Wien) setzte sich in seinem Beitrag ausführlich mit Entwicklungsmodellen der Säuglingsforschung zur Ausbildung von Einfühlung, Gegenseitigkeit und der Entwicklung einer Vorstellung vom „Anderen“ im Selbst des Kindes auseinander. Erwin Bartosch (Wien) skizzierte die Grundzüge einer selbstpsychologischen differentiellen Krankheitslehre, die sich am Verhältnis des Selbst zum Anderen orientiert und aus einer intersubjektiven Perspektive heraus entwickelt ist – Außenbeschreibung wird in diesem Modell von prozessualer Formulierung unter Berücksichtigung der Involviertheit des Analytikers ins System abgelöst, was bedeutet, dass es nicht mehr um Verortung einer intrapsychischen Pathologie im Patienten, sondern um ein Verstehen der Dynamik in einem von Austausch geprägten System geht, das Analysand und Analytiker miteinander bilden und gestalten.

Michael Erb (Wien) versuchte, dem selbstpsychologischen „Anderen“ (als Repräsentanz) den „Fremden“ (als Repräsentanz) als konstitutivem Bestandteil des Selbst hinzuzufügen. Ausgehend von der neueren Säuglingsforschung (z.B. Dornes 1997), setzt er die Bildungen einer Fremdenrepräsentation vor der 8-Monats-Angst an und ergänzt die Bestimmung des Fremden als *nicht mehr Erlebbares*, Abgespaltenen, in diesem Sinne um das *noch nie Erlebte*. Beide Formen der Fremdheit sind prinzipiell der Empathie zugänglich – aber erst durch Konstituierung des Anderen.

Sigmund Karterud (Oslo) lenkte in seinem Vortrag unseren Blick auf die selbstpsychologisch fundierte Gruppenanalyse und beschrieb einen Typ von Selbstobjektfunktion, den er als *diskursive Selbstobjektfunktion* bezeichnet. Er meint, dass, wenn PatientInnen sich nach einer Gruppensitzung gestärkt fühlen, es unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass sie an einer Art Diskurs teilhatten, der reich an kognitiven und affektiven Perspektiven und Nuancen war und den das Individuum nicht für sich alleine herstellen kann. Diese Konversation, die das Individuum befähigt, innerpsychische, zwischenmenschliche und Gruppenereignisse besser zu verstehen, kann nicht den einzel-

nen Individuen zugeschrieben werden. Es ist ein *überindividuelles diskursives Ereignis*, bei dem die GruppenteilnehmerInnen einander verschiedenste Selbstobjekterfahrungen zur Verfügung stellen.

Ich möchte nun kurz und in eher kursorischer Weise auf die übrigen Beiträge zu sprechen kommen, die allesamt eine ausführlichere Würdigung verdient hätten – wie sich überhaupt zeigt, dass die in Europa noch relativ junge Strömung der Selbstpsychologie immer präsenter wird und sich zunehmender Kreativität erfreut.

Hans-Peter Hartmann (Gießen) beschäftigte sich in seinem Beitrag mit Hypothesen zum Auftauchen von Intersubjektivität, wobei er neben selbstpsychologischen Vorstellungen und den Erkenntnissen der neueren Säuglingsforschung auch systemische und neurobiologische Modelle erläuterte.

Karin Pinter (Wien) widmete sich in ihrem Vortrag der Literaturinterpretation und zeichnete am Beispiel von Lewis Carrolls „Alice im Wunderland“ den Übergang vom archaischen zum reifen Selbst nach.

Erwin Lehner (Wien) beschrieb zunächst anhand einer klinischen Vignette das Phänomen der Zwillings- oder Alter-Ego-Übertragung und wies auf die Bedeutung der sogenannten „Moments of Meeting“ (Stern et al. 1998) hin, um Veränderung im therapeutischen Prozess jenseits bloßer Deutung zu beschreiben.

Werner A. Disler (Zürich) erläuterte in seinem Referat Stufen der Bedürftigkeit nach einem Selbstobjekt und kam zu der Ansicht, dass der Andere „in meiner Geschichte wirkt, ohne Selbstobjekt zu sein“. Er arbeitete noch einmal heraus, dass das Selbstobjekt im Gegensatz zum Anderen als Teil des Selbst erlebt wird.

Dénes Lukács (Budapest) setzte sich mit Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten von Ödipus und Narkissos auseinander.

Gerlinde Pieber-Laaha (Wien) erläuterte uns die Sehnsucht nach dem Anderen am Beispiel des Tango und zeigte auf, wie die neuesten Konzepte der Säuglingsforschung zur Beschreibung des genannten emotionalen Bereichs verwendet werden können.

Jutta Bilger-Umland (Hannover) setzte sich mit Supervision aus selbstpsychologischer Sicht auseinander und verdeutlichte u.a. anhand ihrer eigenen reichen Erfahrungen als Supervisorin und Supervisorin Unterschiedlichkeiten und Charakteristika im Zugang zu Supervision je nach theoretischem Zugang.

Hans von Lüpke (Frankfurt) bot eine sehr anschauliche und erlebensnahe Erläuterung von Sterns Konzept der „now moments“ und arbeitete deren Bedeutung für den therapeutischen Prozess heraus.

Gianni Nebbiosi (Rom) referierte über Gegenseitigkeit und das Problem der Anerkennung in der Selbstpsychologie. Er betonte die grundlegende Bedeutung von empathischer Gegenseitigkeit für die Anerkennung des Anderen.

Massimo Giannoni (Rom) ging in seinem Beitrag auf die Suche nach den Berührungspunkten von Kohuts Selbstpsychologie und der Analytischen Psychologie C.G. Jung.

Franz Herberth (Bonn) arbeitete in seinem Vortrag Entwicklungslinien der Intersubjektivität heraus.

Günter Heisterkamp (Ratingen) stellte selbstpsychologisch-intersubjektive Überlegungen zum tabuisierten Phänomen der geteilten Freude in der Psychotherapie an.

Wolfgang Milch (Gießen) begab sich auf „die Suche nach dem verlorenen Über-Ich“ und machte sich Gedanken zur Bedeutung dieses traditionellen Konzeptes für die Selbstpsychologie.

Im Rahmen der Tagung fand auch die Enthüllung einer Gedenktafel für Heinz Kohut an dessen Schule, dem Bundesgymnasium Wien XVIII, statt. Den feierlichen und ihn sichtlich und fühlbar intensiv berührenden Akt der Tafel-Enthüllung nahm Paul H. Ornstein, langjähriger psychoanalytischer Weggefährte und vor allem enger Freund von Heinz Kohut, vor. In seinem anschließenden Festvortrag erzählte er von seiner ersten Begegnung mit Kohut, seiner theoretischen und schließlich auch zwischenmenschlichen Annäherung, und er vermittelte uns einen Eindruck vom Menschen Kohut, der sich zeitlebens – als jüdischer Emigrant und Begründer einer neuen psychoanalytischen Strömung – mit den Anforderungen konfrontiert sah, die mit solchen Veränderungen einhergehen und der dabei um jene innere Kontinuität und Kohärenz bemüht war, deren Fehlen Kennzeichen des Leidens seiner PatientInnen war.

In meinen Ausführungen konnte ich nur in sehr ungefährender Weise einen kleinen Teil der gebotenen Fülle und Vielfalt darstellen. Ich habe versucht, Rahmenpositionen der modernen Selbstpsychologie, wie sie sich auf dieser Tagung darstellte, aufzuzeigen und hoffe, mit meinem Bericht Interesse an diesem psychoanalytischen Ansatz erweckt zu haben. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass die Tagungsbeiträge im Herbst 2002 im „Verlag Neue Psychoanalyse Wien“ erscheinen werden.

Literatur

- Dornes M (1997) Die frühe Entwicklung. Fischer, Stuttgart
 Stern DN (1992) Die Lebenserfahrung des Säuglings. Klett-Cotta, Stuttgart (The interpersonal world of the infant. Basic Books, New York [1985])
 Stern DN et al (1998) Non-interpretative mechanism in psychoanalytic therapy. The „something more“ than interpretation. Int J Psycho-Anal 79: 903–921
 Stolorow RD, Brandchaft B, Atwood GE (1996) Psychoanalytische Behandlung. Ein intersubjektiver Ansatz. Fischer, Frankfurt a.M. (Psychoanalytic treatment; an intersubjective approach. The Analytic Press, Hillsdale, NJ [1987])